

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 176.

Samstag, 1. Juli

1933.

## Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

7. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Es entstand eine lange Pause. In Margas Kopf türmten Gedanken wie wilde Wolken. Der lange zurückgehaltene Verdacht, Helmut Höwell könne ein gleiches Spiel mit all dem hübschen Beiwert: morgendliches Treffen auf den Feldern, vielleicht sogar mit heimlichem Geplauder in dieser Holunderrede auch mit Edna getrieben haben, solch Verdacht bekam jetzt Macht über sie. Woher sonst hatte Edna den tollen Mut genommen, sie wie eine freche Nebenbuhlerin mit der Waffe zu bedrohen?

Die Vorstellung davon hatte sie seit der Szene unablässig gequält. Und sie gestand sich jetzt erst den wahren, tieferen Grund ihres Verzichts auf den Morgenritt in den Borgstedter Wald ein. Der mißtrauische Gedanke gegen ihn, er müsse auch Edna ein Recht auf sich gegeben haben, dieser Gedanke war es, der ihr den Ritt verbot. Erst in zweiter Linie kam die Furcht, Edna könne sich in ihrer Wildheit zu einer Untat hinreißen lassen.

Jetzt erschien Frau Schön mit einem Tablett Kirren-der Lassen. Sie stellte die Kaffeekanne auf den Tisch und setzte mit liebevoller Gebärde den Quarzkuchen vor Höwell hin. Alles geschah sehr langsam, und mit vielen Mutmaßungen über das Wetter für heute und morgen und die ganze nächste Zeit.

Höwell sagte: „hm, hm!“

Marga schwieg.

Als die Wirtin nichts mehr auf den Tisch zu wedeln und zu ordnen fand, verschwand sie schwerfällig.

„Sie waren so heiter, und jetzt sind Sie so traurig geworden, daß ich gar nicht weiß, wie ich mich in Ihnen zurechtfinden soll“, sagte Höwell nachdenklich.

Marga mußte innerlich zugeben, daß er recht hatte. Als sie ihn vorhin auf dem Feldweg traf, war ihre Freude an dem Wiedersehen so groß gewesen, daß sie alles vergessen hatte, was seit dem Geschehnis mit Edna unablässig an ihr bohrt. So mächtig war also das Gefühl, das sie für ihn empfand?

Höwell betrachtete seinen Kuchen, dann sagte er:

„Was Sie mir da gesagt haben, das ist für mich alles rätselhaft! Und ich lasse Sie nicht eher weg, bis Sie mir Aufklärung gegeben haben, Fräulein Marga!“

Er zog ihre Hand an seine Lippen und hielt sie dann mit zartem Griff fest.

„Ist es Ihnen wirklich so rätselhaft?“ zweifelte Marga.

„Wirklich!“ rief er. „Ich höre einen Vorwurf aus Ihren Worten, und doch verdiene ich nichts weniger als dies!“

„Dann muß ich offen sein!“ sagte Marga mit klarem Blick. „Bitte, hören Sie mich an: Haben Sie neben mir

noch andere Reiterinnen manchmal erwartet? Gibt es kein junges Mädchen, mit dem Sie geflirtet haben?“

Seine Augen blickten offen in die ihren, um feinen gezwungenen Mund spielte ein kleines Lächeln.

„Nein, nein, Fräulein Marga! Unschuldig wie ein Baby am ersten Geburtstag bin ich.“

„Sie vergessen vielleicht sehr schnell!“ sagte Marga ein wenig spöttisch.

„Prüfen Sie mich, ob ich so schnell vergesse!“ rief er scherzhaft und bedeckte die Augen mit den Händen. „Vor mir sitzt ein Mädchen — nein, eine Rose . . . Nein, doch ein Mädchen. Sie hat braune Augen und goldene Funken im Haar. Nase schmal und niedlich, Mund spöttisch, Charakter schlimm, mißtrauisch. Quält mit Vorliebe einen jungen Gutsbesitzer, namens Helmut. — Stimmt's?“

Er nahm lachend die Hände von den Augen. Seine weißen Zähne blitzten im braunen Gesicht.

Doch Marga konnte nicht mitlachen.

„Ach, Sie wollen ausweichen. Sagen Sie mir offen: Was ist zwischen meiner Schwester Edna und Ihnen geschehen?“

„Fräulein Edna?“ sagte er erstaunt, und wurde verlegen. „Aber nichts! Sie erschrecken mich direkt! Das heißt . . . Im letzten Winter, als ich Sie noch gar nicht kannte, habe ich Ihre beiden Schwestern auf einem Fest getroffen. Es war mein erster froher Abend nach Monaten voll unüberwindlicher Sorgen mit dem Gul, das doch eine neue und fremde Aufgabe für mich war. Da habe ich mit Ihrem Fräulein Schwester getanzt und mich ein wenig ausgelagert bei ihr.“

Er schwieg jetzt.

„Und sonst nichts?“ fragte Marga.

„Ich will ehrlich sein. Ich habe sie auch geküßt. Sie ist ja ein so schönes Mädchen, und ich war ganz verdurstet nach etwas Freude — das ist alles.“

„Und haben Sie sich seitdem nicht mehr mit ihr getroffen? Und — vielleicht — oft geküßt?“

„Getroffen wohl, wie man sich trifft: zufällig. Einmal im Wagen mit Ihrem Herrn Vater, ein paarmal auf Feldwegen, immer nur ganz flüchtig, in Gegenwart meiner Leute.“

„Dann begreife ich das Ganze nicht!“ sagte sie, halb außer sich. „Es muß doch etwas geschehen sein, das meine Schwester dazu bringt, mir zu drohen!“

„Ihre Schwester!“ rief er und sprang auf. „Aber das ist ja entsetzlich! Was habe ich Gutes da angerichtet! Ihre Schwester ist es, die Ihnen mit einer Waffe droht?“

Er glitt auf die Bank, auf der sie saß, dicht neben sie. Sie nickte nur.

„Und wie? In welchem Zusammenhang?“ rief er außer sich.

„Im Zusammenhang mit dem Morgen, von dem ich Ihnen vorhin erzählte. Als ich in den Borgstedter Wald ritt und Sie nicht traf. Als ich etwas sehr spät zurückkam, stand meine Schwester am Fenster ihres Zimmers und schob mit einer scharfgeladenen Waffe in einen Baumstamm. Dieser Schuß galt mir.“

„Das ist ja — das ist ja schrecklich!“ sagte er in tiefer Betroffenheit. „Und was — hat sie danach mit Ihnen gesprochen? Sagte Sie etwas in bezug auf mich?“

„Doch, doch, Herr Höwell! Fragen Sie mich bitte nicht weiter!“

Ein Schweigen entstand.

Spähen waren in den Holunderbusch gegenüber geflogen und besehen interessiert den Kuchen. Der Himmel war ganz klar geworden. Die Sonne schien in breiten Strahlen in das grüne Versteck.

Höwell sagte Marga jetzt um die Schultern und zog sie sanft an sich. „Das ist ein unseliger Irrtum, und ich werde die erste Gelegenheit benutzen, um offen mit Edna über alles zu sprechen. Denn ich liebe Sie, Marga! Ich liebe Sie, und kein Gott und kein Teufel kann mir das nehmen!“

Er sagte ihr Gesicht am Kinn und presste die Lippen voll Inbrunst auf ihren blühenden Mund.

Sie wehrte ihm nicht. Sie sagte kein Wörtchen mehr. Es ging alles mit ihr unter in diesen Minuten. Die Hede mit den weißen, duftenden Holunderdolden wurde zum grünen, tiefen Verließ, das die Sonne mit goldenen Siegeln verriegelt hatte. Die Spähen waren die Wächter da drüben, und die Welt und ihr Weh waren ganz weit.

„Liebst du mich?“ hörte sie ihn fragen.

Sie legte die Hand an seinen Kopf — einmal — ganz zart — Sie streichelte sein Haar und sprach nichts, ließ ihm nur die willigen Lippen.

Die Spähen-Wächter schrien: „Sieh, sieh, sieh!“

Da löste sie sich aus seinen Armen, die sie stark umschlossen hielten.

„Seit wann ist das?“ fragte sie leise, mit einem unendlich glücklichen Lachen.

„Seit — seit ich dich zum ersten Male gesehen habe. Es wurde mir einfach unvergesslich. Du hattest euren Hund bei dir und lagst mit einem Spitzbubengesicht unter einem Busch in der Gegend eurer Schuppen zwischen den Feldern — du weisst wohl. Und der Hund machte dasselbe Spitzbubengesicht wie du. Ihr hattet einen Dachsbau entdeckt und habt gewartet, daß der Dachs zum Vorschein kommen werde.“

„Dachse habe ich noch nie gesehen!“ vernahmen beide eine Stimme hinter sich. Die wachhabenden Spähen flogen davon. — Man war wieder auf der Erde.

Ein großer, grauhaariger Mann stand da und machte eine weite Schwenkung mit seinem grünen Hütchen.

„Tag, Herr Höwell! Ich höre doch wohl nicht! Tag, gnädiges Fräulein. Der Herr Vater wieder gesund?“

„War doch gar nicht krank, Herr Appelschroth!“ erwiderte Marga ungnädig und drehte dem alten Störenfried halb den Rücken zu.

Der war weniger empfindlich, noch weniger schweigsam und am wenigsten nüchtern. Auch jetzt schien er schon am lebenspendenden Biertisch geessen zu haben, während seine fleißige Frau ein großes Materialwarengeschäft allein besorgte.

„Was so Dachse sind, wissen Sie, Herr Höwell, die haben wir hier ganz selten.“

„Fressdachse haben wir mehr!“ brummte Höwell und gab Marga einen Wink mit den Augen.

„Aber unser Herr Bürgermeister hat sich einen Storch gezähmt. Das ist auch was Seltenes.“

Der Händler setzte die Unterhaltung fort, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte. Er war an den Tisch getreten und musterte die beiden wie ein Gendarm; es fehlte ihm nur das Notizbuch dazu.

„So'n Storch is was Reizendes, wenn er einen nich ins Bein beißt, meine ich.“ Und er begann ungeheuer über seinen Witz zu lachen.

„Appelschroth, Sie kommen mit Ihren Biertischwihen hier an den falschen Ort!“ verwies ihn Höwell mit einer nichtachtenden Bewegung. „Schämen Sie sich lieber was, ein rüstiger Mann, und am Morgen nicht bei seiner Arbeit. Wohl auch nicht mehr ganz standfest — wie?“

Der Händler streckte den dicken Kopf gegen den Gutsbesitzer vor, als wollte er ihn mit der Stirn stoßen.

„Sie brauchen mir so was ja nicht zu sagen, Sie schon ja nicht! Ich steh' prima — ich hab' nicht auf der Schuldenliste stehen, Herr! Ich bin prima!“ schrie er plötzlich los und schlug auf den Tisch, daß die Tassen klapperten.

„Wir müssen gehen, gnädiges Fräulein“, jagte Höwell hastig; „es ist unmöglich, einem Betrunknen Rede und Antwort zu stehen, wie es ihm zutäme!“

In diesem Augenblick war die Besitzerin des Lokals von hinten an Appelschroth herangetreten und hatte ihm einen Schlag auf den Rücken versetzt, daß er wie ein wankender Baum nach vorwärts wippte. „Was tun Sie hier? Wollen Sie mal augenblicklich die Herrschaften ungeschoren lassen mit Ihrem Gefasel! Mann, wenn ich nicht bedächte, daß wir uns von der Schulbank her kennen, du alte Kröt, du — wat, hier meine Gäste belästigen, du Swinegel, du!“ Und sie verfiel ganz ins heimatische Platt, indessen sie ihn mit Fäusten anpaakte und wegschleppte.

Er ließ sich das ohne weitere Widerrede gefallen. Es war merkwürdig und stimmte Marga zu plötzlichem Gelächter: das Bild der beiden Dicken, die nach dem Hause zu verschwanden.

„Wie peinlich ist mir das. Ich habe Sie zu diesem Aufenthalt veranlaßt, Marga, und jetzt kommt so ein betrunkenen Kerl und stört uns die schöne Stunde.“

Sie waren beide aufgestanden und zogen sich ganz in den Schatten der Holunderhede zurück, wo niemand sie entdecken konnte.

Hier standen sie, dicht zusammen, die Hände ineinandergeschlungen. Er einen Kopf größer als sie, nahe geneigt zu ihrem süßen Gesicht.

„Marga, ich möchte dich jetzt schon in unserer ersten Stunde fragen, ob du meine Frau werden willst. — Aber ich kann noch nicht zu deinem Vater kommen und um deine Hand bitten, so sehr es mich drängt. Du weisst, ich habe einen schweren Stand mit meinem erbten Gut. Der Klatsch wird ja nicht geschwiegen haben und auch zu dir gedrungen sein. Aber ich hoffe gewiß, wenn diese Ernte so glückt, wie es heute den Anschein hat, daß ich dann aus den allergrößten Schwierigkeiten heraus bin, und daß ich dann mit deinem Vater sprechen kann. Sage mir, willst du auf mich warten?“ Er atmete tief auf. „Und willst du mir halten? In guten und in bösen Stunden?“

Marga legte den Kopf an seine Schulter; ein Schelmenscheln ging über ihr Gesicht.

„Hundert Jahre warte ich auf dich — aber nicht länger. Dann nehme ich mir einen anderen.“

„Das genügt“, sagte er glücklich. „Danke dir, Marga; das genügt schon.“

Wieder küßten sie sich.

„Du“, sagte Marga schließlich, „ich glaube, es ist schon furchtbar spät, und ich habe noch viele Besorgungen zu erledigen.“

„Ja, gewiß“, sagte er zustimmend. „Ja, gewiß. Ich will nicht, daß du meinerwegen zu Hause Ungelegenheiten hast. Nur ein Versprechen will ich dir noch abnehmen. Liebling: Morgen früh eine halbe Stunde Ritt mit mir, Treffpunkt Haselnußheide an meinen Versuchsfeldern. — Du weisst — nicht wahr?“

„Abgemacht!“

Marga löste sich von ihm und ordnete ihr Haar. Ihre schönen Augen standen voll Licht. Mit einem halb träumenden Blick überflog sie seine Gestalt. Dieser Mann würde ihr nun fürs Leben angehören.

(Fortsetzung folgt.)

## Alle sind wir erdgebunden . . .

Alle sind wir erdgebunden  
Die uns trägt, nimmt einst uns auf —  
Ungefragt, ob wir gefunden  
Lebenswert des Lebens Lauf.

Aus dem eignen Ich geboren  
Wächst das Sein in unsrer Hand  
Was wir auch zum Glück erkoren  
Nichts bleibt ewig, nichts Bestand.

Eitel Bahn mit bösem Streben  
Manches Menschen Schicksal bricht —  
Nur das Gute kann erheben,  
Nur das Edle führt zum Licht.

Dieses Wissen wir ergründen  
Aus dem Werden und Vergehen  
Zeitenbilder wechselnd fänden  
Reiches Glück und Leidgeschehen.

Darum unser Ringen leite  
Besten Willens heilige Nacht!  
Zu den Sternen in die Weite  
In das Dunkel tiefter Nacht. —

Daß aus allem Müß'n erstehe  
Segensreich des Schöpfers Saat  
Über Schmerz und Leid und Wehe  
Wachse der Vollendung Tat!

J. W. Riemer.

## Gewitter über Rosen.

Skizze von Cläre Weigel (Bad Dürkheim).

„Guten Abend, Marlen!“

„Bert . . .“

„Willst du mir nicht die Hand geben?“  
Sie steht in hilfloser Verwirrung vor ihm, blaßes,  
düstiges Bild aus Elfenbein, vom Garten Gerinzel eines  
leichten Sommerkleides lose umflattert.

„Was soll dieser Überfall?“ spricht sie feindselig. „Ich  
finde es nicht sehr geschmackvoll von dir, hierher zu kommen.“

„Warum?“ Er bückt sich und hebt sanft die dunkle Rose  
auf, die sich von ihrem Gürtel gelöst hat. „Wie du weißt, ver-  
reise ich jeden Sommer ein paar Wochen. Und dieses kleine  
pfälzische Bad hat mich schon immer gefesselt.“

„Nachdem du gerade jetzt alle Ursache gehabt hättest, es  
zu meiden . . .“

„Seit wann, Marlen, denkst du wie ein Spießbürger?  
Ich möchte wissen, weshalb ich nicht sein soll, wo du bist.  
Weil wir einmal beinahe verlobt waren und es dann doch  
nicht dazu kam? Wegen eines kleinen Abenteurers, das ich  
mir erlaube, hast du mit mir gebrochen. Und so sehr ich mich  
bemühe, deiner Auffassung nahe zu kommen: Ich bin mit  
keiner Schuld gegen dich bewußt.“

„Gewiß . . .! Sie schüttelt mit einer wilden Bewegung  
das braune Gelock und beginnt zu gehen.

„Du gestattest doch?“ fragt er leicht, an ihrer Seite  
bleibend. Der Duft der Rosen ist auf allen Wegen. Ein  
Brunnenmonument aus weißem Sandstein erhebt die  
Dämmerung, mit sanftem Fall plätschert Wasser in große,  
flache Schalen. Wie sie aus dem Halbschatten unter den  
Bäumen heraustreten und vom Lichtglanz der Kolonnade  
getroffen werden, wendet der Mann seinen Kopf zu Marlen  
und betrachtet ihre in zartes Bunt gehüllte Erscheinung, be-  
trachtet alles, Schulter, Nacken, den köstlichen Arm, das feine  
eigenwillige und phantastische Profil. Es ist wie ein  
Schlürfen nach langen Darben.

„Geht es deiner Mutter gut, Marlen?“  
„Sehr gut, danke. Sie schläft schon.“ Ihre schmalen  
sensiblen Finger zerzupfen blind die Rose.

„Vielleicht beruhigt dich diese Mitteilung ein wenig:  
Ich habe mich natürlich im Kurhotel eingeschrieben, nach-  
dem mir die Fremdenliste verraten hat, daß Frau Peters  
und Tochter wie immer im Parkhotel wohnen. — Hier ist  
eine Bank leer geworden. Wollen wir uns nicht setzen?“

Sie zögert und blickt in das schwüle Halbdunkel des  
Parkes hinein, als solle ihr von da Hilfe kommen. Sie  
fühlt, wie er wartet, geduldig und sicher wartet, und nimmt  
mit feilen, trotzig gebundenen Bewegungen Platz. Vor und  
hinter ihnen ist das Promenieren von Menschen, ist Lachen,  
Sprechen und verstoßenes Flirten. Das Orchester hat sich  
in die leidenschaftlich bewegten Melodien der „Bohème“  
verloren.

„Ich will keine Umschweife machen, Marlen“, beginnt er  
gedämpft. „Du weißt, daß ich dich liebe. Aber du weißt  
nicht, was das ist, wenn ein Mensch wie ich von Liebe spricht.  
Sonst würdest du so nicht gehandelt haben. Ich liebe dich,  
Marlen. Mit all deinem Überschuß an Gefühl und über-  
ständiger Romantik. Ich liebe dich so sehr, daß ich alles  
daranlegen werde, dich mir zurück zu erobern. Einzig und  
allein deswegen bin ich hier.“

„Es wird dir nichts nützen“, antwortet sie.  
Er schweigt und blickt auf ihre Hände, die sie über den  
Knien ineinander windet. Ferner Donner rollt durch die  
Nacht. Am dunklen Himmel erwacht groß und sahlblau ein  
Geleucht, flammendes Aufatmen der Natur.

„Alles in dir drängt ja doch zu mir, Marlen“, spricht  
er leise.

„Du vergißt, was zwischen uns liegt“, antwortet sie  
ruhig, beinahe eintönig. Ihre vorher so unstillen Hände  
liegen schlaff im Schoß.

„Kind, ich glaube, du bist müde . . .“  
Sie nickt und sieht ihm zum erstenmal groß und lange  
ins Gesicht. Sie stehen auf. In diesem Augenblick bricht  
der Himmel in grellem Lidzad auseinander. Krachend  
stürzt Donner hinterher. „Wir werden ein Wetter be-  
kommen“, spricht Bert. — Er begleitet sie bis zum Eingang.  
Ihre Hand ist kühl wie Glas.

„Gute Nacht, Marlen . . .“  
Oben in den Zimmern herrscht drückende Last. Marlen  
öffnet ein Fenster und blickt zum Himmel auf, der von  
phosphoreszierenden Feuern verzehrt wird. Es donnert un-  
unterbrochen. Der Park ist menschenleer, in der Kolonnade  
erlöschen die großen Lichtmonde. Marlen sieht nach ihrer  
Mutter, die tief und ruhig schläft. Blösig fährt mit besig-  
nigem Anall das Fenster zu. Sturm ist ausgetommen, Sturm  
schüttelt wie ein rasender Riese die Baumkronen im Park.  
Prasselnd geht Regen nieder. Und Blich und Donnerschlag,  
Blich und Donnerschlag. Das Wetter ist da . . .

Ein Tag aus Blau und Gold und Duft folgt dieser  
angstvollen Nacht. Wunderbar frisch ist der Park, sind  
Rasen und Beete und alles Gesträuch. Die Rosen tragen  
funkelnde Diademe.

Marlen frühstückt mit ihrer Mutter im Freien, und bei  
ihnen am Tisch sitzt Bert. Er ist früh munter gewesen und  
hat bereits einen kleinen Erkundungsgang hinter sich. Er  
plaudert mit Marlens Mutter von diesem entzückenden Bades-  
städtchen, dessen reizvolle Lage ihn begeistert. Marlens  
Mutter ist freudig berührt, daß dieses Fleckchen Erde, an  
dem sie so hängt, dessen Luft, Stimmung und Landschaft so  
wundervoll belebend auf sie wirken, auch Bert Lassen gefällt.

Es kommt zu einem kleinen Rundgang durch den Park.  
Marlen betrachtet die Rosen und ist voll Staunen, daß die  
Schredensnacht sie nicht vernichtet hat.

„Dem Gewittersturm ist ihre Schönheit heilig gewesen“,  
jagt Bert lächelnd.

So geht der Morgen hin und der Nachmittag, den  
Marlen und ihre Mutter mit Lesen, Schlafen, Kaffeetrinken  
und Konzert verbringen. Dann ist der Abend da; Marlen  
zieht das bläugelbe Stilleid über und denkt daran, daß zum  
Tanz Bert herüberkommen wird.

Der Kurpark ist ein Märchengarten geworden. Farbige  
Lichtsnüre ziehen sich zwischen den Baumreihen hindurch,  
die Umrisse des Brunnenmonuments erstrahlen in buntem  
Feuer. Marlen tanzt mit Bert und trinkt Wein, trinkt  
ziemlich oft Wein. An den Tischen ringsum ist man guter  
Stimmung. Glanz von Frauenaugen sprüht auf, Lachen  
flattert in die atmende Nacht. Marlens Blide gehen in die  
Runde und nehmen dieses ganze fröhliche Bild einer  
Sommernacht in sich auf — weiß der Himmel, es ist etwas  
Seltsames um dieses Land, diesen Wein und diese Menschen.  
Und sie sieht Bert an, sein dunkles, von Willen und In-  
telligenz gezeichnetes Antlitz . . . es gibt nichts auf der  
Welt, was ich so liebe wie dieses Gesicht, denkt sie und deut  
die Stirn mit den Händen.

Tanz um Tanz lockt. Und die in farbiges Licht getauchten  
Parkwege loden. Marlen geht mit Bert langsam über  
knirschenden Kies, im Gleichgang der Schritte, nach be-  
nommen von Rhythmus und Musik des letzten Tangos.  
Abseits, wo der bunte Märchenschein im Dunkel verrinnt und  
eine Hauswand schattet, bleibt Bert stehen und zieht Marlen  
an sich.

Sie widerstrebt nicht. In ihren Ohren läutet der Wein  
und läutet die Landschaft, die ihn geboren. Läutet die  
Seligkeit dieser Umarmung.

„Meine Marlen“, sagt er an ihrem Mund, „weißt du  
endlich, wohin du gehörst?“

„Ich weiß nur, daß es unnütz ist, sich weiter gegen  
dich zu wehren . . .“

## Wunderbare Liebe.

Bei einem Scheidungsprozeß brachte der Zufall eine packende Geschichte ans Licht . . .

Wer kennt nicht die Geschichte des edlen Cyrano von Bergerac, die der Dramatiker Kostand unsterblich gestaltet hat: Das hohe Lied einer fernem, entzagenden, ewigen Liebe. Einer Liebe, die nicht um Gewinn geht oder um Besitz und die so tief ist, daß sie sich niemals zu bekennen wagt; einer Treue, die keinen Lohn will und die — ohne Phrase — bis in den Tod hält und vielleicht noch darüber hinaus, eines Verzichts, der getragen wird wie ein leichtes, helles Kleid und der dennoch den Menschen fast zerbricht durch seine Schwere.

Wir haben gelernt, dieser Liebe des edlen Cyrano mit einer kleinen, verschwiegenen Sehnsucht im Herzen in die Vergangenheit nachzuträumen, unsere Volkslieder erzählen von solcher Liebe und die alten, alten Stammbücher unserer Großmütter.

Aber da ist eine Frau, in der diese Liebe lebendig war.

Es wurde eine Ehe geschieden, die zehn Jahre gedauert hat. Wer kennt die Verwicklungen und geheimen Ursachen solcher Trennung; wer kann sich ein Urteil anmaßen nach flüchtigem Betrachten zweier Menschen? Aber eines wird hier offenbar: Die zwei stammen von verschiedenen Sternern. Er ist ein schmaler, ernster Mensch in den Bierzigern. Seine Stirn ist hoch und frei, seine Hände schlant und fein gegliedert, seine Augen klar, wenn auch jetzt Licht und Schatten in ihnen wechseln. Aber es sind Augen, Spiegel eines schlichten Herzens, ohne Falch. Der ganze Mensch strahlt eine Wärme aus, die wohlthuend alle empfinden müssen, die ihm begegnen. Ein paar Silberfäden sind schon an seinen Schläfen. Ein Mensch, der nicht viel Worte machen kann und der mehr darum ringt, die Frau zu befreien, denn selbst frei zu werden. Ein nachdenklicher, stiller Mensch, der in ein Unglück geraten ist, das er noch nicht ganz fassen kann. Mit dem Vertrauen eines Kindes, das sich im Garten verirrt hat und einen Ausweg sucht, überantwortet er sich dem Richter. So berichtigt er von Dingen, die eigentlich nicht hierher gehören, vom Richter mit einer kleinen Ungebuld und nervös zrommelnden Fingern angehört; — es hat mit Briefen begonnen, mit Briefen, die sie ihm geschrieben hat vor zehn Jahren. Aus diesen Briefen habe ein Mensch zu ihm gesprochen, der ihm verwandt war. Ein Mensch, der tiefstes Vertrauen für ihn offenbarte und den auch er im Innersten begriff. Ein Mensch, den er liebte, der Gedanken und des hohen Sinns wegen, die aus diesen Briefen sprachen, ein Mensch, dazu geschaffen, mit ihm zu leben und die Last der Tage zu ertragen. Und darum sei er so ratlos:

Sie ist das, was man eine Lebedame nennt. Ihre ganze Art, ihre Bewegungen, wie sie sich trägt, wie sie spricht, wie sie den Kopf zurückwirft und leichtfertig über alles Ernste dieser Trennung hinwegtäuscht, alles ist so unvereinbar mit diesem Mann, von dem sie geschieden sein will, weil sie schon lange einem andern gehört. Die Briefe . . . sagt sie, die Briefe . . . seien nicht von ihr gewesen. Sie lächelt kokett dabei. Eine Freundin habe sie für sie geschrieben, damals — mein Gott, wie lange ist das her, — eine Freundin, die diesen ihren Mann auch geliebt habe, doch nie gewagt hat, es einzugehen, selbst ihr nicht, der Freundin. Aber sie habe es immer gewußt. — Mein Gott, wie lange das schon her ist! Sie lächelt schelmisch und wirft den Kopf zurück. Sie nennt auch den Namen der Freundin.

Mit leicht geknicktem Kopf vernimmt der Mann diese Tatsache — er hört zum erstenmal die Wahrheit über diese Briefe. Er ist sehr erschüttert, aber er sagt nichts. Er ist mit allem einverstanden und die Ehe wird demnach geschieden.

Er geht heim. Und wie er heimkommt, nimmt er die Briefe wieder zur Hand, die irgendwo in einem Fach seines Schreibtisches liegen, in einer Klappe. Und er liest sie noch einmal, gewissenhaft vom ersten bis zu letzten. Liest sie mit leisem Weh und großer, großer Liebe im Herzen und vielleicht denkt auch er dabei an den Ritter von Bergerac, der häßlich war, eine große Nase hatte und sich zu gering vorlam, um vor die Geliebte hinzutreten. Und der ebenfalls Briefe schrieb, die dann ein hübscher Hohlkopf an seiner statt der Geliebten sandte, Briefe, die sie eroberten. . . . Er ist mit den Briefen zu Ende. Das Bild der blaffen, farblosen Freundin, die er nie beachtet hatte, wird in ihm lebendig. Er forscht nach, erfährt nach tagelangen Mühen ihre Adresse. Sie ist fortgezogen in eine kleine norddeutsche Stadt. Sie ist Lehrerin an einer Mädchenschule. Da geht er sich hin und schreibt an sie den ersten Brief. Eine Antwort auf alle ihre Briefe, die er jetzt noch einmal gelesen hat. Eine Antwort und eine Frage. Denn es ist nie zu spät.

Dann kommt ein Schreiben von ihr. Die Schrift ist ihm unbekannt. Aber der Mensch, der diese Zeilen geschrieben hat, ist ihm vertraut, ist sein Mensch. . . .

## Seko, der Narr.

Von A. Schmidt, Wiesbaden.

Einst lebte an dem Hofe eines großen Königs ein Narr mit Namen Seko, der überall sehr beliebt war ob seiner tollen Streiche. Hatte der König Gäste, so verkürzte er durch seinen Humor und mit seinem Lautenspiel die Abende. Wenn dann alle in der großen Halle versammelt waren, und das Feuer hell im Kamin loberte, dann trat er aus dem mystischen Dunkel plötzlich in den Lichtkreis der Glut und spielte und sang. Meistens waren es Lieder, die er selbst gedichtet hatte.

Manchmal jedoch schlich Seko umher wie ein Schatten, mied die Gesellschaft und irrte mit seiner geliebten Laute allein im Walde umher.kehrte er dann in das Schloß zurück, sprach er kein Wort, nahm seine Mahlzeiten allein auf seiner Kammer ein und war verschlossen. Niemand durfte ihn dann stören.

Da geschah es, daß eine Nichte des Königs zu Besuch kam für längere Zeit. Es war ein wildes, lustiges Ding, das mit seinem hellen, fröhlichen Lachen Sonnenschein in das Schloß brachte. Selbst Seko wurde davon angesteckt und war lustiger denn je. Gar oftmals saß er mit dem jungen Königskind allein und sang ihm seine Lieder vor oder erzählte Schurken. Trug ihm auch alte Balladen vor; Balladen der Minne. Und das junge Mädchen lauschte und lernte viele von Sekos eigenen Liedern.

Immer Neues wußte der Narr zu erzählen, daß das junge Menschenkind verworren und mit glänzenden Augen ihm zuhörte. Zum Dank wurde seine Laute eines Tages mit einem zarten, roten Bande geschmückt. Da schloß sich Seko in seine Kammer ein und verstummte. Ein Tag verging nach dem andern; er kam nicht. Selbst als des Königs junger Gast an seine Türe klopfte, gab er keine Antwort.

Andern Tags drauf in aller Frühe ertönte jedoch Sekos Gesang wieder im Schlosse. Als seine kleine Freundin zu ihm kam, erzählte er ihr von einem neuen Lied, das er ihr allein vorsingen möchte. Nicht in der Halle oder im Schloß, nein, es sei so sonnig, daß es nur ins Freie passe.

Wohlgemut führte das Mädchen den Narren in den entlegensten Winkel des Schloßgartens, wo ein verstecktes Plätzchen sie der Mittwelt entzog.

Und Seko sang!

Das war kein Lied, keine Ballade. Das war ein Minnesang, das Liebeswerben einer fühlenden Seele. Das Erwachen eines Menschen aus langem Schlummer. Das waren Worte der Liebe, seiner eigenen Liebe zu seinem Gegenüber.

Mit ernsten Augen lauschte das Mädchen den Worten Sekos und begriff die Wandlung im Herzen des Sängers. Begriff zu seinem Erschrecken. Denn diese Freundschaft, die zum größten Teil Mitleid mit dem Schicksal des Narren war, hatte jener als Liebe aufgefaßt.

Wie gewaltig war nun die Ernüchterung!

Zertreten lag die Narrenmütze am Boden und die wehere Stimme sprach Seko zu dem Königskind:

„Ich war ein Narr und wurd' als Narr geacht,  
Und über einen Narren habt Ihr nur gelacht.  
Doch Ihr vergeßt, daß unterm Narrenschurz  
In wunder Brust ruht eines Menschen Herz.  
Von diesen Schmerzen will ich nun genesen. —  
Ich bin jetzt Mensch, — ein Narr bin ich gewesen.“

## Welt u. Wissen

\* Japan schreibt Lateinisch. In feierlicher Weise hat kürzlich in Tokio die Prüfung der ersten Schüler stattgefunden, die die Prüfungsarbeiten in lateinischer Schrift geschrieben haben. Seit kurzer Zeit besteht in Japan ein Gesetz, das allmählich den Erlass der nationalen japanischen durch die lateinischen Schriftzeichen vorschreibt. Es hat lange gedauert, ehe dieses Gesetz durchkam, denn die Stimmen, die mit dem Verschwinden der alten japanischen Schriftzeichen eine Beeinträchtigung des nationalen Lebens befürchteten, waren sehr wichtig. Aber die Vorteile der Einführung der lateinischen Schriftzeichen wurden nach dem Studium der Entwicklung in der Türkei, wo bekanntlich Kemal Pascha ebenfalls die lateinische Schrift allgemein eingeführt hat, als so ausschlaggebend für den internationalen Verkehr und damit für die Entwicklung des Landes betrachtet, daß das Gesetz schließlich doch durchkam. Zunächst ist die Einführung der fremden Schriftzeichen auf den Schulunterricht beschränkt. In einigen Jahren sollen im ganzen Lande Zwangskurse abgehalten werden, um die lateinische Schrift allgemein einzuführen.